

KATHARINA TROST
REZA SARKARI

**Warum trägt in Wien der
Schani den Garten hinaus?**

&

99 ANDERE FRAGEN ZU WIEN

METROVERLAG

Vorwort

.....

„Man hat Papier, einen Bleistift, einen Radiergummi vor sich und Gedanken, um Bände zu füllen, im Gehirn – alles ist da – nur der erste Satz fehlt. Er fehlt einfach, es ist unheimlich, man kann machen, was man will – er fehlt! Man kann doch unmöglich beim zweiten Satz anfangen?“

Lina Loos (Das Buch ohne Titel)

Da hatte ich es einfacher. Der titelgebende Satz dieses Buches war vom Verlag bereits fixiert, als man mir dieses Projekt anvertraute. Für alle anderen 99 Fragen und natürlich Antworten hatte ich vollkommen freie Hand bei der Recherche. So war es ein Leichtes, eine Auswahl an weniger bekannten Geschichten und G'schichteln über die Stadt Wien zu finden – von den Römern bis zu aktuellen Begebenheiten. Dies verdanke ich in erster Linie meinem Hauptberuf als Fremdenführerin, den ich mit großer Leidenschaft ausübe. Wie die meisten hier Geborenen und Sesshaften habe ich im Laufe der Jahre andere Orte viel besser touristisch erforscht als meine Heimatstadt. Das änderte sich schlagartig mit meiner Ausbildung zum Austria Guide – sie bescherte mir seitdem einen ganz anderen Blick auf Wien und seine Geschichte. Dank dieser besonderen Arbeit entdeckte und entdeckte ich immer noch ununterbrochen spannende Details, die faszinieren, amüsieren und leider manchmal auch schockieren. Ich habe mich bemüht, eine möglichst interessante und bunte Melange für dieses Buch auszuwählen.

So sind einige Fragen meiner Gäste aus dem Ausland eingeflossen, die mit den berühmten Wahrzeichen der Stadt zusammenhängen und die sich Einheimische vielleicht nie-

mals stellen würden: Warum tragen die Sängerknaben einen Matrosenanzug? Gibt es schwarze Lipizzaner?

Auch die Wiener Sprache ist eine unendliche Fundgrube für originelle Geschichten – was ist ein Lamourhatscher oder ein Dachhase?

An bekannte und vergessene Persönlichkeiten, die hier auf Besuch waren oder lebten, wie der Schriftsteller Mark Twain oder auch der Komponist Max Steiner, soll ebenfalls gedacht werden.

Ungewöhnliche Ortsbezeichnungen wie das Krapfenwaldl und das Gänschäufl werden ebenso erklärt wie kuriose Denkmäler oder unglaubliche Zusammenhänge. Oder können Sie sich vorstellen, was das Schweizertor mit Klimts „Goldener Adele“ zu tun hat?

Besonders spannend für Wien-Kenner finde ich die kleinen Details, an denen wir vielleicht täglich vorbei gehen oder fahren, sie aber immer übersehen oder nicht hinterfragen. Warum sind manche Straßenschilder oval und manche eckig? Woran erkennt man, dass in Wien früher Linksverkehr war?

Dieses Buch – das bereits dritte einer vom Metroverlag herausgegebenen Reihe – zeigt einmal mehr die vielen Facetten dieser Stadt. Selbst fundierte Wien-Kenner werden hoffentlich Fragen finden, deren Antworten sie überraschen. Und hoffentlich macht das Lesen dieses Buches Lust, andere Seiten Wiens kennenzulernen und vielleicht bei einem Spaziergang Teile der Stadt mit neuen Augen zu betrachten.

Warum trägt in Wien der Schani den Garten hinaus?

.....

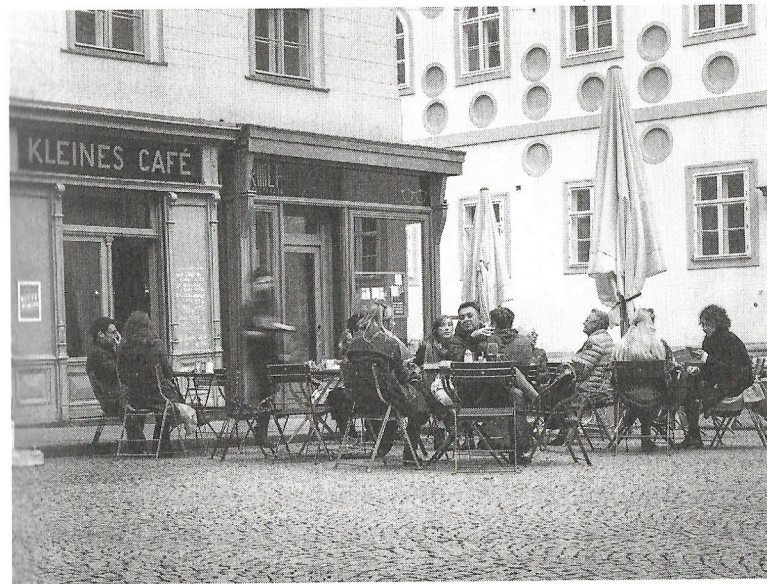
Der Schanigarten gehört zu Wien wie das Kaffeehaus. Tische zum Sitzen unter freiem Himmel bot um 1750 erstmals der Italiener Johann Jakob „Gianni“ Tarroni vor seinem Kaffeehaus am Graben an der Ecke zur heutigen Habsburgergasse an. Hier konnten auch Damen Platz nehmen, während Kaffeehäuser für diese ansonsten damals tabu waren. Einige meinen, dass sich der Begriff „Schanigarten“ von „Giannis Garten“ ableitet. Doch es gibt noch eine andere Theorie: Viele Kaffeehäuser übernahmen die Idee, Tische vor dem Lokal zu platzieren, und profitierten in den warmen Monaten von dieser neuen Einrichtung. In einem Feuilleton aus dem Jahre 1919 schreibt der junge Joseph Roth über den „Kaffeehausfrühling“:

„Er offenbarte sich bisher bloß darin, daß die Kaffeesieder Preise trieben, die tägliche Ausgabe für Frühstück und Jause in die Höhe schoß, im ‚Schwarzen‘ lenzlichgeheime Säfte goren, die Ausbeutung des Publikums ungeahnte Blüten trieb und das Geschäft überhaupt florierte. So sieht der Wiener Kaffeehausfrühling aus. In der letzten Woche kam noch ein Neues hinzu: Schani trug den Garten hinaus. Der ‚Garten‘ besteht aus ein paar Latten und Dielenbrettern, die wohlverwahrt auf dem Dachboden Winterschlaf hielten, und einem Gitter aus Drahtgeflechten oder Eisen. Ein besonderes Zuvorkommen dem Mai und den Gästen gegenüber bedeuten noch einige Blumentöpfe und jene grünen Zweige, auf die in diesem abnorm kalten Frühling nur die Kaffeesieder kamen. Und somit ist alles für die Sonne gerüstet, die leider ‚infolge Ausbleibens wichtiger meteorologischer Nachrichten‘ von der Sternwarte nicht mehr angekündigt werden kann und sich ohne zuverlässige Prognose nicht recht aus den Wolken hervortraut ...“

Roth liefert eine schöne Schilderung, wie der vom Schani nach draußen manövrierte Garten meist aussieht: Tische und Sessel werden direkt auf einer Verkehrsfläche oder manchmal auch auf einem Podium aufgebaut und im Idealfall mit ein paar Topfpflanzen verschönert. Ästhetik spielt hier nicht unbedingt die Hauptrolle. „Der Garten ist keine Attraktion, nur eine Zutat zum Wiener Café“, meinte schon der Schriftsteller, Theaterkritiker und Kaffeehauspezialist Hans Weigel.

Doch wer ist denn nun dieser Schani, nach dem, einer anderen Theorie folgend, der Schani-Garten eigentlich benannt ist? Dazu bedarf es eines Blickes auf die Kaffeehaushierarchie: An dessen Spitze stand der Kaffeekocher, darunter der Oberkellner (kurz für Oberkellner), der auch kassieren durfte, was dem Zuträger (Kellner) nicht gestattet war. An der untersten Stufe fand sich der Piccolo, der für das Platzieren der Sitzmöbel im Freien verantwortlich war. Der junge Bursche im weißen Sakko wurde, damit man sich nicht immer neue Namen merken musste, der Einfachheit halber immer Schani genannt – die allgemein übliche Abkürzung des Vornamens Johann, Hans oder Jean. Auch Johann Strauß ließ sich von Familie und Freunden mit diesem Kurznamen rufen. Nach ihm ist auch der „Goldene Schani“ benannt, eine Auszeichnung der Wirtschaftskammer Wien. Bei diesem Branchenwettbewerb kürt eine Jury die schönsten Schani- und Gastgärten der Stadt mit diesem Titel.

Übrigens gibt es hier einen großen Unterschied: Gastgärten befinden sich im Eigentum des Lokalbesitzers (es muss auch nicht immer ein Kaffeehaus sein), während Schanigärten von diesem nur temporär auf öffentlichem Grund errichtet werden können. Dafür bedarf es natürlich einer Genehmigung der Stadt, die dafür hohe Gebühren einfordert. Auch die Öffnungszeiten waren bisher genau reguliert: Von 1. März bis 30. November dürfen die Gäste bis jeweils 22 Uhr draußen sitzen.



Zwischen 15. Juni und 15. September können die Schanigärten sogar bis 24 Uhr geöffnet sein. In jüngster Zeit bemühte sich die Gastronomie mit Erfolg um ein Ende der Winter Sperre, so wie es auch in vielen anderen Städten Europas bereits üblich ist. Gäste sollen die Möglichkeit haben, ihren Kaffee (eventuell auch mit Zigarette) an sonnigen Wintertagen im Freien zu genießen. Allerdings werden aufgrund der hohen Abgaben nicht alle Wirte von diesem für sie teuren Angebot Gebrauch machen. Und so wird der Schani zumindest vereinzelt wohl auch in Zukunft noch den Garten im Frühling hinaustragen müssen.

Wo schwimmt die Beamtenforelle?

.....

Nirgends. Ursprünglich war damit ein Salzstangerl gemeint und sollte den Unmut der Beamten über ihr geringes Gehalt ausdrücken, für das sie sich nicht einmal eine echte Forelle zum Essen leisten konnten. Nach dem Zweiten Weltkrieg wandelte sich der Begriff und bezeichnete eine Knack- oder Brühwurst, die, auseinandergeschnitten und beidseitig angebraten, mit einer Beilage serviert wird – ein Gericht, das man auch heute noch als typisches Tagesmenü in einem Wiener Beisl (Gasthaus) finden kann. Die Beamtenforelle wird immer wieder mit ÖVP-Bundeskanzler Julius Raab in Verbindung gebracht – sie war seine Lieblingspeise. Raab ging als „Vater“ des Österreichischen Staatsvertrages, dessen abschließende Verhandlungen er in Moskau als Bundeskanzler erfolgreich leitete, in die Geschichte ein. In der Sternstunde desselben, am 15. Mai 1955, überließ er allerdings seinem Freund und politischen Mitstreiter Leopold Figl den Vortritt, damit dieser als Außenminister das wichtige Dokument zur Wiederherstellung der souveränen und unabhängigen Republik Österreich im Marmorsaal des Schloss Belvedere unterzeichnen konnte. Stolz präsentierte Figl anschließend den Staatsvertrag vom Balkon den jubelnden Österreichern, während Raab auf dem berühmten Foto neben den Außenministern der vier Alliierten nur auf der Seite zu sehen ist. Beim abendlichen Gala-Diner zur Staatsvertragsunterzeichnung in der Großen Galerie von Schloss Schönbrunn gab es allerdings keine Beamtenforellen, sondern echten Zander.

In seinen Jahren als Bundeskanzler von 1953 bis 1961 stabilisierte Raab die österreichische Währung und erreichte im allgemeinen Wirtschaftsaufschwung Vollbeschäftigung. Davon können Politiker heute wohl nur träumen. An den „Staatsvertragskanzler“ erinnern ein im Zaun des Volksgartens einge-

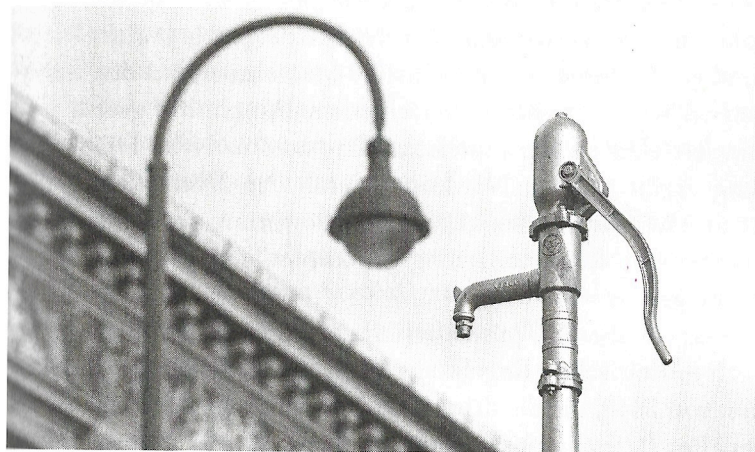
lassenes Denkmal gegenüber dem Parlament sowie eine Tafel in der Sauerburggasse 8 im 19. Bezirk, wo er bis zu seinem Tod am 8. Jänner 1964 gewohnt hat.

Was macht ein moderner Säulenheiliger auf der Ringstraße?

.....

Auf der Wiener Ringstraße befinden sich unzählige Denkmäler – vom Dichturfürsten Johann Wolfgang Goethe bis zu Maria Theresia, übrigens der einzigen Frau, der bis dato ein Ehrenmal entlang der Ringstraße errichtet wurde.

Beinahe unbemerkt gibt es jedoch in der Nähe des Museums für Angewandte Kunst (MAK) eine Skulptur, die den wenigsten ins Auge sticht. Am Beginn der Weiskirchnerstraße steht inmitten eines Blumenbeets mit Ausrichtung zum Stubenring ein unscheinbares Werk des oberösterreichischen, 1962 geborenen Künstlers Michael Kienzer. Der Vertreter der sogenannten Neuen Skulptur, der übrigens selbst sowohl Student als auch Lehrender an der Angewandten war, nannte sein



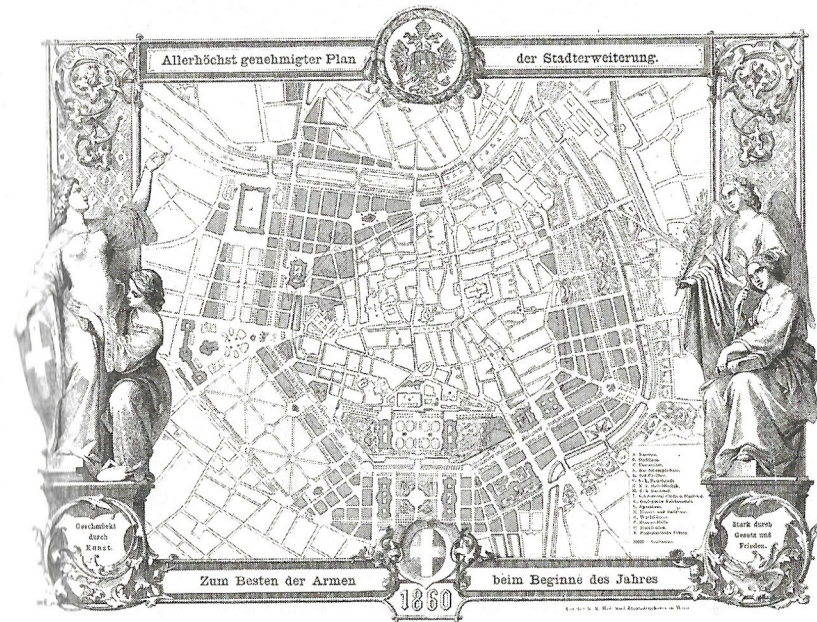
Kunstobjekt „Stylit“. In der Antike bezeichnete man mit diesem Begriff einen Mönch, der aus asketischen Gründen beschlossen hatte, sein Leben auf einem Pfeiler zu verbringen. Aus diesem Grund wurde auch der Begriff „Säulenheiliger“ verwendet. In diesem Fall ist es aber keine menschliche Gestalt, sondern ein Ziehbrunnen, der an der Spitze einer Stange angebracht wurde. Durch die auf gleicher Höhe liegenden Straßenlaternen, die in derselben Metalloptik gestaltet sind, fällt das Kunstwerk im öffentlichen Raum, kurz KÖR, fast nicht auf. Auf der Website zum Thema Kunst im öffentlichen Raum in Wien wird fast ein wenig ironisch zusammengefasst, was von Kienzer wohl durchaus beabsichtigt ist: „In funktionsloser Eleganz und fernab einer abbildenden Zielsetzung steht das Objekt in einem stilisierten Blumentopf vor dem Museum für angewandte Kunst/Gegenwartskunst.“ Beim nächsten Vorbeikommen also unbedingt einmal darauf achten!

Ist der Ring eigentlich rund?

.....

Man braucht nur einen Plan der Wiener Innenstadt zur Hand nehmen, um zu erkennen, dass der Ring eigentlich nicht kreisrund ist. Er führt, wie die einstige Stadtmauer, um den historischen Kern, ist aber in verschiedene Abschnitte geteilt und erinnert eher an ein Hufeisen. Eine automatische Deformierung ergibt sich im Nordosten durch den Donaukanal. Die natürliche Grenze des alten Wien bestimmt den Verlauf des Franz-Josefs-Kais, der streng genommen gar nicht zur Ringstraße gehört.

Das vor über 150 Jahren errichtete Gesamtkunstwerk wurde nach militärischen Regeln angelegt. Auslöser war die Revolution von 1848, die die dringende Notwendigkeit des Schleifens der alten Befestigungsanlagen vor Augen führte. Nur so konnte



man den Truppenaufmarsch in Zeiten von Gefahren erleichtern. Es wurde daher auch festgelegt, dass die neue, mehr als vier Kilometer lange Straße sehr breit sein musste, damit Revolutionäre keine Barrikaden errichten können. Die Form des Rings war ein so genannter Polygonzug, der sich aus Teilabschnitten zusammensetzte, um in erster Linie geradlinige Schussbahnen zu garantieren. Die Soldaten des Kaisers hätten schlecht um die Kurve feuern können. Das ist der Grund, warum der Prachtboulevard nicht rund ist.

Übrigens: Das französische Wort *boulevard* leitet sich vom deutschen Begriff „Bollwerk“ ab und hat damit zumindest in der Theorie schon einen verteidigenden Charakter, was wohl ganz im Sinne des Militärs gewesen sein dürfte.

Wo befindet sich das älteste Museum Wiens?

.....

Im Herzen des Arsenal, unweit vom Schloss Belvedere und Hauptbahnhof, befindet sich das Heeresgeschichtliche Museum (HGM). Es gilt seit seiner Schlusssteinlegung durch Kaiser Franz Joseph im Jahre 1856 als ältester, als solcher geplanter Museumsbau der Stadt. Mit dem maurisch-byzantinischen Stil nahmen die Architekten Theophil Hansen und Ludwig Förster bereits den kurz darauf die Ringstraße prägenden Historismus vorweg. Kurze Zeit war in dem innen und außen reich geschmückten Gebäude das Hof-Waffenmuseum untergebracht, die Sammlung wurde aber in das kunsthistorische Museum eingegliedert. Stattdessen eröffnete schließlich 1891 das k. k. Heeresmuseum.

Heute zeigt das HGM die Militärgeschichte der Habsburgermonarchie vom 16. Jahrhundert bis zu deren Untergang, aber auch darüber hinaus. Ein Saal widmet sich unter dem Motto „Republik und Diktatur“ ausführlich der Zwischenkriegszeit und dem Zweiten Weltkrieg, der dem Haus und der Sammlung große Schäden und Verluste zufügte.

Zu den Höhepunkten der ausgestellten Objekte gehört das Auto des Thronfolgers Franz Ferdinand, in dem dieser und seine Frau Sophie am 28. Juni 1914 erschossen wurden. Auch die blutbefleckte Uniform des Erzherzogs kann man in einer Vitrine sehen. Das Attentat führte zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs, der ebenfalls bestens dokumentiert ist.

Faszinierend ist weiters Österreichs einstige Rolle als Seemacht, nicht nur im militärischen Bereich, sondern auch jenen der Forschung, wie die Dokumentation der berühmten Payer-Weyprecht-Expedition zum Nordpol zeigt. Erinnerungsstücke an die Belagerung durch die osmanischen Truppen, den Dreißigjährigen Krieg oder die Eroberungen Napoleons gehören ebenfalls zu der umfassenden Sammlung.

Auch architektonisch fasziniert das Gebäude mit seiner reichen Ausstattung. In der Feldherrenhalle gedenkt man der großen Kriegsherren – von Markgraf Leopold I. bis zum großen Prinzen Eugen von Savoyen. In der darüber liegenden Ruhmeshalle erinnern Gemälde an die geschichtsträchtigsten Schlachten während der Habsburgerherrschaft. Trotz all dieser Verherrlichung gilt aber heute der schöne Leitspruch des HGM: „Kriege gehören ins Museum“.

Was hat das Palais Ephrussi mit einem Hasen zu tun?

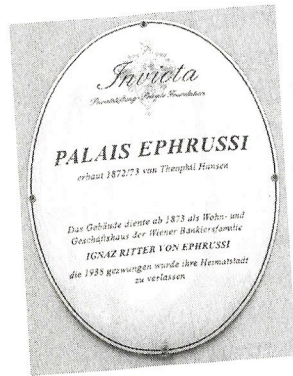
.....

Das Palais Ephrussi gehört zu den größten von privater Hand errichteten Häusern auf der Wiener Ringstraße. Das Gebäude an der Ecke des heutigen Universitätsringes zur Schottengasse wurde in den 1870er Jahren von Theophil von Hansen, dem „Stararchitekten“ der Gründerzeit, entworfen. Von ihm stammen auch der (nicht mehr existierende) Heinrichshof, das Palais Hansen, das Parlament, der Musikverein und vieles mehr.

Für das Palais Ephrussi gab es bestimmte Vorgaben: ertragreiche Verkaufsräume und Stallungen für vier Pferde im Erdgeschoß, durch eine separate Stiege erreichbare Wohn- und Repräsentationsräume in der Beletage für den Bauherrn und seine Familie sowie drei weitere Stockwerke für andere Hausparteien.

Der angesprochene Bauherr war Ignaz von Ephrussi, ein erfolgreicher Bankier jüdischer Abstammung, dessen Familie eigentlich aus der Ukraine stammte und ihr Vermögen dem Getreidehandel verdankte. Ihr Wohlstand und das Netzwerk der Familie, das sich über ganz Europa zog, war mit dem der legendären Rothschilds vergleichbar.

Nach dem Anschluss 1938 plünderten Nazis das prächtig



ausgestattete Palais mit den kostbaren Kunstwerken und Möbeln und arisierten es. In der Beletage richteten sie das „Amt Rosenberg“ zur „Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung und Erziehung der NSDAP“ ein. Viktor und Emmy von Ephrussi gelang unter Mühen die Flucht, allerdings ohne ihr Hab und Gut. Beide erlebten das Kriegsende nicht mehr. Nach 1945 wurde das kriegsgeschädigte Gebäude an ihre Tochter Elisabeth de

Waal restituiert, sie konnte es allerdings nur weit unter dem Marktwert verkaufen. Nachdem jahrelang die Casinos Austria hier ihre Zentrale hatten, gehört es nun der Invicta Privatstiftung, die es 2009 angeblich für 31 Millionen Euro erstanden hatte.

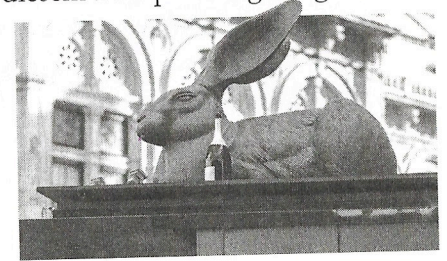
International berühmt wurde das Ringstraßenpalais durch den 2010 erschienenen Bestseller „The Hare with Amber Eyes. A Hidden Inheritance“ („Der Hase mit den Bernsteinaugen. Das verborgene Erbe der Familie Ephrussi“). Edmund de Waal, ein in England lebender Nachkomme der Ephrussis, hat die Spuren seiner Familie auf faszinierende Weise nachverfolgt. Der titelgebende Hase mit den Bernsteinaugen ist eine Elfenbeinfigur der geerbten Netsuke-Sammlung, die aus 264 japanischen Miniaturschnitzereien besteht. Sie wurden während des Zweiten Weltkriegs von Anna, einer loyalen Hausangestellten, unter ihrer Matratze versteckt und später der Familie zurückgegeben. Es ist kein Zufall, dass sich de Waal gerade den Hasen als Namenspatron seiner Erinnerungsgeschichte ausgesucht hat. Er symbolisiert Fruchtbarkeit, Wiedergeburt und Wollust, ist aber vor allem ein ständig gejagtes Wesen auf der Flucht. Und natürlich ist Wien auch die Heimatstadt von Albrecht Dürers „Feldhase“, was uns gleich zur nächsten Frage führt:

Warum sitzen in der Nähe der Albertina knallbunte Plastik-Hasen?

.....

Ein pinkfarbener, überdimensionaler Plastikhase blickt von der Albertina-Passage neben der Oper auf die Ringstraße, ein grasgrüner sitzt auf dem Dach eines Würstelstandes am Fuße des Museums. Hier handelt es sich weder um vergessene Osterdekoration noch um so genannte „Dachhasen“. Dieser Begriff stammt aus der Zeit der Türkenbelagerung von 1683, als die Wiener Bevölkerung aufgrund der Lebensmittelknappheit verzweifelt nach Nahrung suchte. In der Not landete so manche Hauskatze auf dem Mittagstisch, allerdings unter dem geschmackvoller klingenden Pseudonym „Dachhase“.

Zurück zu den bunten Plastiktieren: Sie sind ein cleverer Schachzug der Marketingabteilung des Museums Albertina, das unter anderem die größte graphische Sammlung der Welt beherbergt. Eines ihrer Meisterwerke ist der berühmte „Feldhase“ des Nürnberger Universalgenies Albrecht Dürer (1471–1528). Das 1502 entstandene Aquarell ist eine wunderbare Naturstudie, die allerdings aus konservatorischen Gründen nur alle zehn Jahre im Original zu sehen ist. In der Dauerausstellung der Albertina hängt jedoch immer ein ausgezeichnetes Faksimile. Bei dessen Betrachtung hat man tatsächlich das Gefühl, dass sich die feinen Härchen des Fells beim leisesten Windhauch bewegen könnten. Ganz im Sinne des Humanismus seiner Zeit ist es Dürer mit diesem Bild perfekt gelungen, Kunst und Naturwissenschaft zu vereinen. In der Literatur liest man allerdings immer wieder, dass die Fellzeichnung eher typisch für eine Katze sei, womit wir dann fast wieder beim „Dachhasen“ wären.



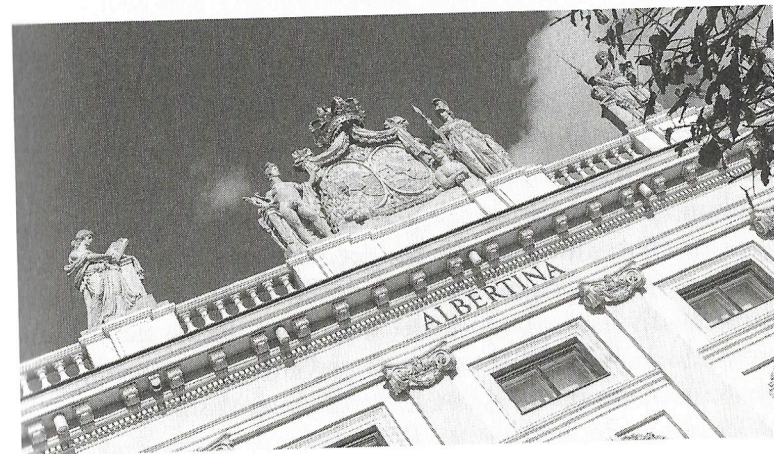
Woher stammt der Begriff Teebutter?

Beim Begriff Teebutter denkt mancher wohl an den gediegenen britischen *five o'clock tea*, zu dem feines, aus Butter hergestelltes Teegebäck gereicht wird. Tatsächlich stammt der Begriff jedoch aus Österreich und ist hier wie auch in den ehemaligen Staaten des Habsburgerreiches ein Qualitätssiegel: *čajové maslo* (tschechisch), *čajové maslo* (slowakisch), *teavaj* (ungarisch), *čajno maslo* (slowenisch) oder *čajni maslac* (kroatisch) ist im Gegensatz zur Tafel- und Kochbutter ein Milchprodukt der ersten Güteklasse. Die aus Süß- oder Sauerrahm gewonnene Butter konnte in den Achtzigerjahren des 19. Jahrhunderts mittels Zentrifugen industriell hergestellt und vor allem über längere Zeit haltbar gemacht werden, sodass sie nicht so schnell sauer schmeckte.

Der Name soll auf Erzherzog Albrecht von Österreich-Teschen und dessen Adoptivsohn Friedrich zurückgehen, die weite Teile der Monarchie mit Milch, Käse und Butter aus ihrer Teschener Molkerei versorgten. Auf der wohlschmeckenden und streichfähigen Butter waren die Buchstaben T-E-E für „Teschener Erzherzogliche Butter“ gestempelt. Davon soll sich der Name „Teebutter“ ableiten, der als Qualitätsmerkmal dann auch für den Export über die Grenzen der Donaumonarchie genutzt wurde. Sogar im englischen Königshaus genoss man Teebutter aus Österreich und das dazu passende Teegebäck. Heute erinnert in den Prunkräumen der Albertina, dem ehemaligen Stadtpalais der erzherzoglichen Familie, ein – wie könnte es anders sein – Teesalon an diese schöne österreichische Erfolgsgeschichte.

Warum wird dem „Vater“ der Pille in der Albertina gedacht?

Carl Djerassi (1923–2015) ist gemeinhin als „Vater“ der Anti-Baby-Pille in die Geschichte eingegangen, eine Bezeichnung, die er selbst nicht sehr schätzte. Denn mit einer der bahnbrechendsten Entdeckungen des 20. Jahrhunderts wollte er eigentlich kein Mittel gegen Babys, sondern einen wichtigen Beitrag zur Selbstbestimmung der Frau schaffen. Anfang der Fünfzigerjahre hatte der in den USA promovierte Chemiker das Schwangerschaftshormon Gestagen synthetisiert und damit die Grundlage für die Herstellung des Verhütungsmittels entwickelt. Der gebürtige Wiener mit bulgarisch-jüdischen Wurzeln war auch Schriftsteller, Theaterautor, Kunstfreund und vor allem ein Mensch mit einem großen Herzen. Als Zeichen der Versöhnung mit der Stadt, aus der er 1938 von den Nazis vertrieben wurde, schenkte Djerassi 2008 einen Großteil seiner wertvollen Paul Klee-Sammlung dem Museum Albertina. Dessen Direktor Klaus Albrecht Schröder war ihm über die Jahre ein enger Freund geworden. In der nach Carl Djerassi



benannten Galerie werden ständig einige Werke Klees ausgestellt. Auch vor dem Gebäude erinnert eine großzügige Schenkung an den Forscher. Wenn man beim Haupteingang um die Ecke entlang der Längsseite des Gebäudes geht, findet man am Ende der Bastei eine moderne zarte Metallsulptur des amerikanischen Künstlers George Rickey. „Twelve Open Squares“ ist eine Art Mobile, das sich im Wind leicht bewegt. Auf dem Podest findet man auf Wunsch des Stifters die berührenden Worte: „Born 1923, Exile 1938, Reconciled 2003“. Ursprünglich stand ein noch größeres Werk Rickeys an diesem Ort, aber es hielt den starken Luftströmungen nicht stand. „Four Lines Oblique II“ fand nun einen neuen Platz am Universitätscampus (Hof 2). Im ehemaligen Alten AKH wurde Djerassi 1923 geboren, seine Eltern hatten beide hier als Ärzte gearbeitet.

Was ist der Philipphof?

.....

Der Philipphof, direkt hinter der Oper zwischen Albertina und Hotel Sacher, war einst eines der schönsten Mietshäuser Wiens. Errichtet wurde der an allen Seiten frei stehende Prachtbau 1883–84 von Architekt Carl König, der die heute noch existierende ehemalige Börse für landwirtschaftliche Produkte (das Odeon) in der Taborstraße und das Haus der Industrie am Schwarzenbergplatz schuf. Bauherr war Bankier Philipp Zierer, nach dessen Vornamen das Gebäude schließlich genannt wurde. Heute ist der einstige Wohnpalast mit seinen eleganten Appartements und Geschäftslokalen – einst befand sich hier zum Beispiel der elitäre Jockeyclub – verschwunden. Ein schlichtes Kreuz und ein im Boden eingelassener Stein erinnern an eine der größten zivilen Katastrophen Wiens während des Zweiten Weltkrieges.



Am 12. März 1945, dem siebenten Jahrestag der Machtergreifung der Nationalsozialisten und des tags darauf folgenden „Anschlusses“ Österreichs an das Deutsche Reich, flogen die Amerikaner einen der schwersten Luftangriffe auf Wien. Dabei wurde auch die Oper zu zwei Drittel zerstört. Gleichzeitig trafen insgesamt fünf Fliegerbomben das Gebäude, ruinierten große Teile und lösten einen gewaltigen Brand aus. Hunderte Menschen verloren an diesem Tag im und vor allem unter dem

Philippof ihr Leben. In den unterirdischen Gewölben befand sich nämlich ein als besonders sicher geltender öffentlicher Luftschuttkeller. In ihrer Panik hatten nicht nur Leute aus dem Haus dort Zuflucht gesucht, sondern auch Passanten und Nachbarn aus der unmittelbaren Umgebung. Keiner hatte nach dem Luftangriff einen Überblick, wer überhaupt in diesem Keller gewesen war. So wurde etwa spekuliert, dass der Filmemacher und Schauspieler Willi Forst zu den Opfern gezählt habe, weil er seine Produktionsfirma im Philippof hatte – das stellte sich als Irrtum heraus. Eine genaue Anzahl der Toten gibt es nicht. Man spricht von über 300 Verschütteten, lediglich 180 wurden geborgen. Als man die Ruine 1947 sprengte und stattdessen einen Platz mit einer schlichten Grünfläche anlegte, ließ man die sterblichen Überreste der Bombenopfer für immer darunter ruhen. Heute betrachten Touristen manchmal das Mahnmal gegen Krieg und Faschismus, das im Gedenkjahr 1988 von Alfred Hrdlicka trotz heftiger medialer Kritik hier aufgestellt wurde. Der mittlere Teil „Orpheus betritt den Hades“ nimmt direkten Bezug auf die unterirdische Totenwelt mitten in der Stadt.

Was versteht man unter dem pneumatischen Leichentransport?

.....

Ende des 19. Jahrhunderts hegte man Pläne, eine etwas ungewöhnliche Rohrpost versenden. Mittels Luftdruck beförderte man zu dieser Zeit Dokumente und kleine Gegenstände in speziellen Büchsen durch ein Röhrensystem, das sich innerhalb eines Gebäudes, aber auch über weitere Distanzen erstrecken konnte. Dieses 1853 in London vorgestellte und seit 1875 auch in Wien angewandte moderne Postsystem sollte nun eine ganz andere Fracht transportieren: Es gab ernsthafte Pläne,

auf diesem Weg Leichen aus der Innenstadt zum weit außerhalb liegenden Zentralfriedhof zu transportieren. Nach dem Motto: Was für Dokumente wunderbar funktionierte, könnte man auch bei Menschen anwenden, zumindest bei toten ...

Der erst vor kurzem eröffnete Zentralfriedhof war alles andere als zentral, und der Leichentransport gestaltete sich von Anfang problematisch. Die vielen mit Särgen beladenen Pferdefuhrwerke auf der Simmeringer Hauptstraße führten zu Protesten bei den Anrainern, schlechte Straßen und vor allem die winterlichen Schneeverwehungen taten ein Übriges. Die Pläne für die unterirdische Beförderung lieferten der Architekt Josef Hudetz und der Ingenieur Franz von Felbinger. Laut ihrer Vorstellung sollte der Sarg in einer zentral gelegenen Zerkmonienhalle von den Angehörigen verabschiedet werden und dort in den Boden sinken. Über ein pneumatisches Antriebssystem sollten die Säрге automatisiert mit bis zu 27 Kilometern pro Stunde durch Tunnel zum Friedhof geschickt werden. Die Presse reagierte teils mit einer gewissen Ironie auf dieses „fortschrittliche“ Konzept, so zum Beispiel die „Gartenlaube“: „Die dem pneumatischen Dienste anvertrauten Todten werden somit ihre letzte Reise zum Centralfriedhofe in circa sechs Minuten mit einer Geschwindigkeit vollbringen, welche die Züge des europäischen Continentes dem Lebenden zur Zeit nicht bieten.“

Der Gemeinderat beschäftigte sich durchaus ernsthaft mit der Idee des pneumatischen Leichentransports, aber die hohen Kosten verhinderten die Verwirklichung des utopischen, aber auch pietätlosen Projekts. Das Problem der Sargbeförderung wurde erst 1918 mit der Verwendung der elektrischen Straßenbahn 71 gelöst, die von nun an mit Spezialwaggons meist nachts die Toten zu ihrer letzten Ruhestätte brachte. So wurde die Formulierung „mit'n Anasiebzger fahrn“ zu einem der unzähligen Wiener Ausdrücke für das Sterben.



Haus angebracht werden. In diesem Fall wurden die Messingtafeln in den Gehsteig eingelassen. Geführte Spaziergänge, Bücher und ein Multimedia-Guide erzählen von den zahlreichen individuellen Schicksalen, die sich hinter den einzelnen „Steinen der Erinnerung“ verbergen und holen so die Opfer aus der Anonymität. Der Schwerpunkt liegt auf den Bezirken Leopoldstadt, Alsergrund und Brigittenau. Dennoch findet man Erinnerungssteine vom ersten bis zum 21. Bezirk. Und es haben sich auch andere Initiativen entwickelt, die sich auf bestimmte Gebiete konzentrieren wie „Erinnerung für die Zukunft“ (Mariahilf), „Steine der Erinnerung Josefstadt“, „Steine der Erinnerung in Liesing“ und „Steine des Gedenkens“ (Landstraße).

Vorreiter waren die „Stolpersteine“ des Berliner Künstlers Gunter Demnig, der mit einer europaweiten Aktion als Erster in dieser Form an die Opfer des NS-Regimes erinnerte. Heute finden sich mehr als 55.000 Steine in 20 Ländern.

In Wien startete Elisabeth Ben David-Hindler ihre Initiative 2005 mit der „Straße der Erinnerung“ am Volkertplatz im zweiten Wiener Gemeindebezirk. Mit insgesamt 84 Steinen, darunter einem für ihren 1941 deportierten Großvater Leo Hindler, gedenkt man hier der Vertriebenen. Die Initiatorin starb im Mai 2016, aber ihre Familie möchte ihr Herzensprojekt, das hauptsächlich von privaten Spenden finanziert wird, weiterführen. Es gibt allerdings noch viel zu tun, wenn man einen Blick auf die unfassbaren Zahlen des Naziterrors wirft: Insgesamt wurden über 100.000 Wiener Juden von den Nazis vertrieben und mehr als 65.000 umgebracht.

Warum bläst auch ein Wiener Lüfterl durch den Hollywood-Klassiker „Vom Winde verweht“?

.....

Das Südstaaten-Epos „Vom Winde verweht“ mag auf den ersten Blick eine reine Hollywood-Produktion sein, doch die unvergesslichen Melodien stammen aus der Feder eines Wieners: Max Steiner kam am 10. Mai 1888 im damaligen Hotel Nordbahn in der Praterstraße 72 zur Welt. Heute erinnert an dem Gebäude, in dem sich immer noch ein Hotel befindet, eine Gedenktafel an den großen Hollywood-Komponisten und „Vater der Filmmusik“. Steiner stammt aus einer kreativen Theaterdynastie: Der gleichnamige Großvater leitete von 1869 bis 1880 das Theater an der Wien. Unter seiner Direktion führte Johann Strauß Sohn hier „Die Fledermaus“ erstmals erfolgreich auf und brachte die Wiener Operette zu einem Höhepunkt. Max Steiners Sohn Gabor, der Vater von Maximilian,

IN DIESEM HAUS WURDE AM 10. MAI 1888
MAX STEINER
 GEBOREN SEINE KARRIERE BEGANN IN
 VENEZIG IN WIEN DER THEATER- UND
 VERGNÜGUNGSSTADT IM PRATER. 1914
 WURDE ER KAPPELLMEISTER AM BROADWAY
 1925 FÜHRENDE FILMKOMPONIST
 -GONE WITH THE WIND- CASABLANCA-
 IN HOLLYWOOD, WO ER AM
 25. DEZEMBER 1971 VERSTORBEN IST

war ebenfalls Theaterdirektor. Mit der Errichtung des Riesenrades, das zum Wiener Wahrzeichen wurde, setzte er sich ein Denkmal für die Ewigkeit.

Aber zurück zu Max Steiner: Schon früh zeigte sich sein musikalisches Talent. Neben Klavier spielte er Orgel, Violine, Kontrabass und Trompete. Der

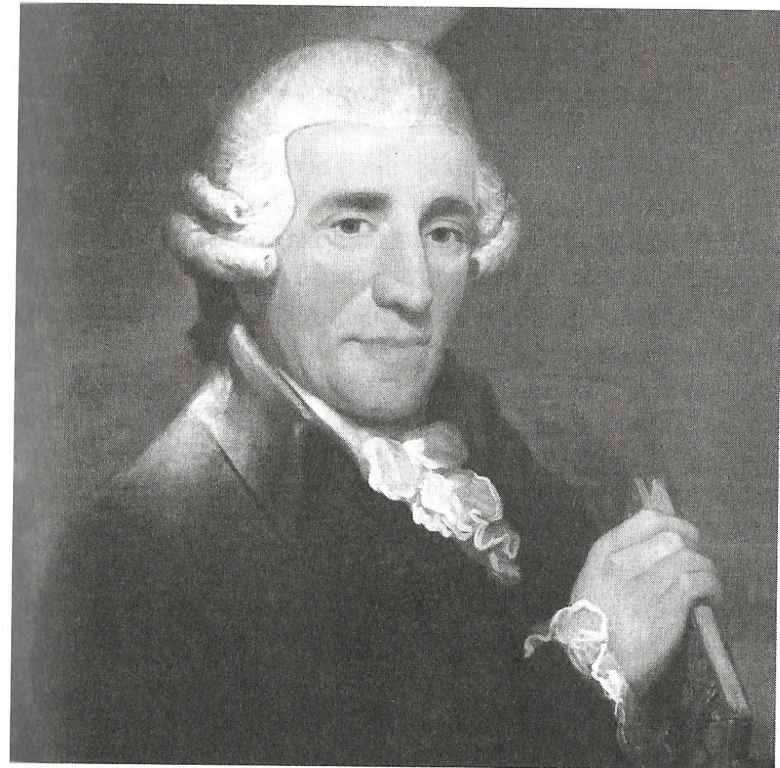
hochbegabte Jugendliche absolvierte seine Ausbildung unter anderem bei Gustav Mahler und seinem Taufpaten Richard Strauss. Nach einigen Jahren in London emigrierte der junge Musiker 1914 in die USA, um als Arrangeur und Dirigent die Musik für verschiedene Broadway-Shows beizusteuern. In den Dreißigerjahren begann Steiner, für das Hollywoodstudio RKO Filmmusik zu schreiben – unter anderem zu Filmen wie „Little Women“, „King Kong“ (beide 1933) oder „The Informer“ (1935), für dessen Partitur Steiner erstmals mit einem Oscar ausgezeichnet wurde. Danach wechselte er zu Warner Brothers. Höhepunkt war seine Mitarbeit bei dem Film „Gone With The Wind“ (1939), dessen musikalische Themen unsterblich wurden. Mit „Casablanca“ (1943) lieferte er die Musik zu einem weiteren Filmklassiker. Typisch für Steiners Stil war es, ein großes Orchester zu beschäftigen, Dialoge mit Musik zu unterlegen und Charakteren und Schauplätzen ihre ganz eigenen Melodien – ihr Filmthema – zu verleihen. Dafür wurde er insgesamt für 24 Oscars nominiert – dreimal gewann er die begehrte Trophäe. Er starb im Alter von 83 Jahren in Beverly Hills.

Seit einigen Jahren findet im Herbst im Konzerthaus eine Filmmusik-Gala unter dem Motto „Hollywood in Vienna“ statt, die stets einem anderen Filmkomponisten gewidmet ist. Ein Fixpunkt ist allerdings die Verleihung des Max Steiner Film Music Achievement Award zur Erinnerung an den großen Filmkomponisten aus Wien.

Was tat Joseph Haydn im Großen Michaelerhaus?

.....

Hauptsächlich frieren – zumindest in den kalten Monaten. Denn der junge Joseph Haydn (1732–1809) wohnte von 1750 bis 1756 im Großen Michaelerhaus am Kohlmarkt 11 in einer kleinen Dachbodenkammer ohne Ofen. Trotzdem war er glücklich: „Ich konnte auf meinem von Würmern zerfressenen Clavier arbeiten und beneidete keinen König um sein Glück“. Haydn war froh, überhaupt eine Unterkunft gefunden zu haben – und sie sollte seinen Werdegang maßgeblich beeinflus-



Woran erkennt man, dass in Wien früher Linksverkehr galt?

.....

Es ist ein kleines schmückendes Detail in der Hofburg, das leicht zu übersehen ist: Wenn man durch das Michaelertor spaziert, sieht man bei den Seiteneingängen zwei Hochreliefs, die jeweils einen hoch zu Ross sitzenden römischen Kaiser zeigen. Die Abbildung mit der Inschrift „Adventus Augusti“ (Ankunft des Kaisers) weist in Richtung Innerer Burghof und befindet sich direkt neben der Hofreitschule. Dieses zeigt den Kaiser auf der linken Straßenseite reitend, während gegenüber, bei der Darstellung mit dem Titel „Profectio Augusti“ (Ab-

reise des Kaisers) das Pferd in Richtung Michaelerplatz zu traben scheint – genau gegengleich also zur heutigen Fahrtrichtung der Fiaker und Taxis, die diesen Weg noch nehmen dürfen.

Nicht nur unter den Habsburgern, sondern schon bei den alten Römern fuhr man auf der linken Seite der Fahrbahn. Das hatte angeblich den Vorteil, dass man mit der rechten Hand die Waffe ziehen konnte, falls der ent-

gegenkommende Streitwagen einem feindlich gesinnt war. Bis 1938 herrschte in Wien Linksverkehr. Mit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wurde die gesamte Ostmark auf Rechtsverkehr umgestellt. Zuvor hatte es in Österreich keine einheitliche Fahrordnung gegeben: Anfang der Dreißigerjahre war das Land kurz in zwei Fahrzonen unterteilt gewesen, im Westen fuhr man auf der rechten, im Osten auf der linken Straßenseite.

Bis vor kurzem konnte man den Linksverkehr in Ostösterreich noch an der (Schnell-) Bahn erkennen, aber seit 2012 ist auch diese auf Rechtsverkehr umgestellt.



Wo findet sich das „Haus ohne Augenbrauen“?

.....

„Mein erstes Haus! Ein Haus überhaupt! Denn das hätte ich mir wohl nicht träumen lassen, daß ich auf meine alten Tage noch ein Haus bauen werde. Nach all meinen Erlebnissen war ich mir bewußt, daß wohl niemand so verrückt sein wird, sich ein Haus bei mir zu bestellen.“

Die freudigen Worte stammen von dem immer gegen den Strom schwimmenden Architekten und Theoretiker Adolf Loos (1870–1933), der 1909 von den Inhabern der renommierten Herrenschniderei Goldman & Salatsch den Auftrag bekam, ein repräsentatives Geschäftshaus zu errichten – und das, obwohl er zuvor nur Inneneinrichtungen entworfen hatte. Das Grundstück auf dem Michaelerplatz befand sich in bester Lage – direkt gegenüber der kaiserlichen Hofburg. Loos hatte in seiner Jugend einige Jahre in Chicago verbracht und war tief beeindruckt von dem modernen amerikanischen Baustil nach Wien zurückgekehrt. So schwebte ihm für sein erstes Haus ein gänzlich neuer Bautyp vor – frei von jeglichen Dekorelementen, weder im historistischen noch im sezessionistischen Sinne. Er plante es ganz nach dem Motto seiner wohl berühmtesten Schrift „Ornament und Verbrechen“ (1908), in der er das Fehlen von gestalterischem Schmuck als Zeichen hoher Kunstentwicklung wertete. Diese Theorie setzte er beim Bau in die Tat um. Die Wirkung war gewaltig und löste einen Skandal aus, der weit über die Grenzen der Monarchie reichte! Die schlichte Fassade ohne jeglichen Fensterschmuck erregte die Gemüter, führte zu Protesten im Gemeinderat und Bezeichnungen wie „Ein Scheusal von einem Haus“. Selbst der Kaiser zeigte sich *not amused* und soll angeblich nie wieder einen Blick auf den Michaelerplatz geworfen haben. Ein anderer Spitzname, den die Wiener dem Gebäude verpassten, war „das Haus ohne Au-

fasste, zu denen ihn seine zahlreichen Auslandsaufenthalte inspirierten. Unter dem Motto „Reisen ist leben“ besuchte die „Storchennatur“, wie Andersen sich selbst scherzhaft nannte, ganz Europa. Dabei machte er innerhalb von fast vierzig Jahren insgesamt sechs Mal in Wien Station – zuerst noch als unbekannter Schriftsteller, später als gefeierter Autor. Hier traf er viele Persönlichkeiten wie seinen Landsmann Theophil Hansen, die von ihm verehrte schwedische Sängerin Jenny Lind sowie die Dichter Franz Grillparzer und Ignaz Franz Castelli. Zu letzterem bestand über die Jahre eine besondere Freundschaft, wie auch Castellis Verse in Andersens Stammbuch zeigen:

„Es ist eine seltsame Sache:
Ich sprach Deutsch und Dänisch Du,
Und doch verstanden wir uns im Nu.
Ja, Freund! Im Aug' liegt die Sprache
Und im Herzen der Schlüssel dazu.“

Im Jahr 1846 wurde Andersen sogar an den Wiener Hof geladen, um bei einer Tasse Tee Erzherzogin Sophie und ihren Söhnen Franz Joseph und Maximilian seine Märchen vorzulesen.

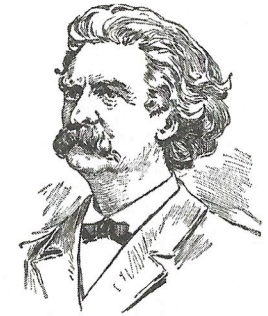
Wien sah er eher mit kritischen Augen, genoss aber gleichzeitig die reichen Kunstschatze und die gesellige Lebensart der Bewohner. Wenig schmeichelhaft ist Andersens Urteil über die Wiener, die er in seinem Tagebuch als „Leute im Frack und mit Kartoffelgesichtern“ bezeichnete. Trotzdem ließ er einen Großteil seines Romans „Nur ein Geiger“ in Wien spielen.

Bei seinem ersten Wien-Aufenthalt im Sommer 1834 wohnte Andersen im Vorgängerhaus in der Naglergasse 8, wo heute eine Gedenktafel an seinen Aufenthalt erinnert. Auch im Café Dommayer in Hietzing wird dem großen Märchenerzähler gedacht. Hier hatte er mit Begeisterung Musik von Johann Strauß Vater gehört.

Was beobachtete Mark Twain bei seinem Wien-Aufenthalt?

.....

„Man kann nicht ein paar Jahre in Wien leben, ohne durch und durch dem Zauber dieser Stadt zu verfallen“: So schwärmte Samuel Langhorne Clemens alias Mark Twain (1835–1910) von der Residenzstadt der Habsburger. Nach einer Fehlinvestition finanziell ruiniert, sah sich der schon zu Lebzeiten berühmteste Schriftsteller Amerikas und geistige Vater von Tom Sawyer und Huckleberry Finn gezwungen, auf eine mehrjährige Vorlesungsreise zu gehen, die seine Familie und ihn um die halbe Welt führte. Am Ende stand ein längerer Aufenthalt in Wien auf dem Programm, denn Twains Tochter Clara wollte in der Stadt der Musik bei dem berühmten Klavierpädagogen Professor Theodor Leszetycki Unterricht nehmen. So kam es, dass die Familie Twain von Herbst 1897 bis Mai 1899 in der Kaiserstadt Station machte, nur unterbrochen von einer mehrwöchigen Sommerfrische in Kaltenleutgeben (Niederösterreich). Die heimische Presse überschlug sich mit Berichten und Interviews über den 62-jährigen Humoristen, der seinerseits das Wiener Kulturleben in vollen Zügen genoss und seine Eindrücke in einigen Essays niederschrieb. Auch die politische Situation des Vielvölkerstaates und der aufkeimende Antisemitismus interessierten den Autor. So wurde Twain im Reichsrat Zeuge der berühmten zwölfstündigen Dauerrede zur Badenischen Sprachverordnung. Diese besagte, dass in Böhmen und Mähren neben Deutsch auch Tschechisch Amtssprache werden sollte, was von den deutschsprachigen Beamten als Benachteiligung angesehen wurde. Während der Marathonrede, die die Abstimmung über das Gesetz hinauszögern und eventuell verhindern sollte, kam es im Abgeordneten-



haus zu einem Sturm der Entrüstung mit Schreiduellen und Prügelszenen, die Twain im Essay „Stirring Times in Austria“ („Turbulente Zeiten in Österreich“) festhielt.

Doch es gab noch ein anderes historisches Ereignis, das er mit seiner Familie von einem Fensterplatz des neuen Hotel Krantz (heute Hotel Ambassador) am Neuen Markt beobachten konnte: das Begräbnis der in Genf ermordeten Kaiserin Elisabeth, das am 17. September 1898 stattfand. In einem Brief an einen Freund schilderte er seine Eindrücke:

„Um vier Uhr zwölf kommt endlich die Spitze des Begräbniszuges ... an der Spitze Kavallerie ... drei von je sechs Pferden gezogene Trauerkarossen ... Truppen in farbenprächtigen Uniformen ... dann ein dumpfer Trommelwirbel und der großartige von acht schwarzen Pferden im Schritttempo gezogene Leichenwagen erscheint. Der Sarg wird in die Kirche getragen, die Tore schließen sich ... die Menge bedeckt ihre Köpfe, und der Rest des Leichenzuges zieht vorüber.“

In dem erst nach seinem Tod veröffentlichten Artikel „The Memorable Assassination“ („Der bemerkenswerte Mord“) über die Kaiserin Elisabeth meinte er: „Je mehr man über diesen Mord nachdenkt, desto größer wird das Ereignis.“

Wer war die „Blutgräfin“?

.....

Die Nichte des polnischen Königs Stephan Báthory ist als „Blutgräfin“ in die Geschichte eingegangen. Erzsébet Báthory Nádasdy, 1560 in Transsylvanien (heutiges Rumänien) geboren, trieb an mehreren Orten ihr Unwesen. Neben den im damals zum Königreich Ungarn gehörigen Burgen Čachtice (heute Slowakei) und Lockenhaus (heute Burgenland) verbrachte Eli-

sabeth auch Zeit in ihrem Stadtpalais in Wien, das sich im Alten Harnischhaus (auch Ungarisches Haus genannt) in der Augustinerstraße 12 befand. Auch jetzt noch strahlt das schlichte, etwas heruntergekommene Gebäude direkt gegenüber der Hofkirche St. Augustin etwas Unheimliches aus. Das ist nicht weiter verwunderlich, wenn man bedenkt, was sich hinter diesen Mauern Schauerliches zugetragen haben soll.

Mit fünfzehn Jahren heiratete Elisabeth den ungarischen Magnaten Ferenc Graf Nádasdy II., der 1604 verstarb. Von da an verwaltete sie das reiche Erbe ihrer Familie, das sich über ganz Nord-Ungarn erstreckte, allein. In dieser Zeit soll es an den Orten, an denen sich die Gräfin jeweils aufhielt, zu furchtbaren Szenen gekommen sein. Junge Dienstmädchen wurden von ihrer Herrin zu Tode gequält, und zwar auf jede nur erdenkliche sadistische Art. Die Mädchen wurden gezwungen, ihr eigenes, bei lebendigem Leib herausgeschnittenes Fleisch vor den Augen der Adligen zu essen. An besonders kalten Wintertagen ließ Elisabeth Wasser über ein Mädchen gießen, bis dieses zu einer Eissäule erstarrt war. Es gab keine Art der Folter, die die „Blutgräfin“ ausgelassen hätte. Aufgrund des Verschwindens der Mädchen und des nachlässigen Beseitigens der Leichen beziehungsweise von Teilen solcher brodelte die Gerüchteküche, sodass 1611 die Burg Čachtice gestürmt und das blutige Treiben der Gräfin aufgedeckt wurde. Elisabeth wurde vor Gericht gestellt und für über 600 Morde verantwortlich gemacht. Im Gegensatz zu ihren Mitwissern und

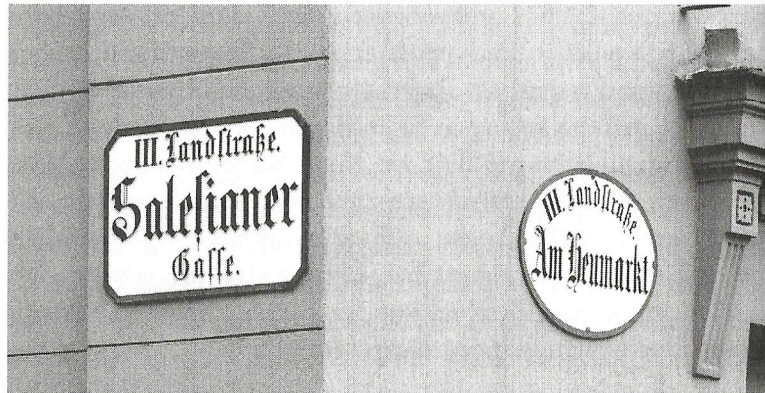


Warum sind manch alte Straßenschilder rechteckig, manche oval?

.....

Mitte des 19. Jahrhunderts wurden die Vorstädte eingemeindet, was in der Folge auch zu einer Umstrukturierung der Kennzeichnung der Häuser führte. Dabei wurden die alten, unter Maria Theresia eingeführten Konskriptionsnummern endgültig abgelöst. Diese wurden aus verwaltungstechnischen Gründen vergeben, Ausgangspunkt war die Hofburg mit der Nummer 1. Ansonsten konnte man sich aber an den in der ganzen Stadt bunt durcheinandergewürfelten, mehrstelligen Zahlen keinesfalls orientieren. Konskriptionsnummern gab es auch außerhalb der Donaumonarchie, eine aber erlangte sogar Weltruhm: Das berühmte Kölnisch Wasser 4711 geht auf eine Konskriptionsnummer zurück. In der Glockengasse 4711 in Köln stand das Stammhaus der Firma Muelhens GmbH & Co. KG, die ab 1799 das Original Eau de Cologne produzierte, das heute zu den ältesten Parfum-Marken der Welt zählt.

Doch zurück nach Wien: Bestrebungen für Reformen zur besseren Übersicht gab es schon lange. 1862 wurden schließlich Gebäude innerhalb der sie umgebenden Verkehrsfläche



durchnummeriert. Ein System, das noch heute besteht: Auf der einen Straßenseite befinden sich die geraden, gegenüber die ungeraden Hausnummern, bei Plätzen erfolgte die Durchzählung im Kreis.

Zur besseren Orientierung erhielten damals parallel zum Ring verlaufende Straßen ein ovales Schild, von diesem wegführende Routen ein rechteckiges. Eine weitere Übersichtshilfe bildete ein Farbsystem, das jeden Bezirk klassifizierte:

1., Innere Stadt	rot (immer eckig)
2., Leopoldstadt	violett
3., Landstraße	grün
4., Wieden	rosa
5., Margareten	schwarz
6., Mariahilf	gelb
7., Neubau	blau
8., Josefstadt	grau
9., Alsergrund	braun

Auch heute kann man in alten Teilen der innerstädtischen Bezirke noch historische Straßenschilder oder Hausnummern finden, die diesem System folgen. Die Außenbezirke wurden nach der Eingemeindung 1890/92 einfach mit rot umrandeten Schildern und Frakturschrift gekennzeichnet. Das alte System wurde 1923 von den blauen Emailtafeln mit weißen, arabischen Zahlen und lateinischen Buchstaben abgelöst. Diese Schrifttype ist übrigens auch unter dem Begriff Wiener Norm bekannt.

Nur an speziellen Orten werden zum Ensembleschutz noch Schilder im alten Design angebracht. Auf das alte Orientierungssystem mit ovalen und eckigen Tafeln wird dabei leider nicht mehr geachtet. Aber heute gibt es als Orientierungshilfe schließlich das Navi ...

Für wen schrieb Billy Joel den Song „Vienna Waits for You“?

.....

Der amerikanische Liedermacher und „Piano Man“ Billy Joel entstammt einer deutsch-jüdischen Familie. Sein Vater Helmut wurde 1923 in Nürnberg geboren und musste als Jugendlicher mit seinen Eltern vor den Nazis fliehen. Über Kuba gelang der Familie Joel der Sprung nach New York. Helmut heiratete ein Mädchen aus Brooklyn, Sohn William kam 1949 auf die Welt. Die Ehe scheiterte allerdings bald darauf, und der Vater kehrte nach Europa zurück. Nach rastlosen Jahren als Vertreter für General Electric ließ sich Helmut Joel schließlich mit seiner zweiten Ehefrau und Sohn Alexander in Wien nieder. In der Stadt der Musik studierte Alexander am Konservatorium, heute ist er ein international erfolgreicher Dirigent. Sein Halbbruder Billy, mit mehr als hundert Millionen verkauften Alben einer der Größten der Pop-Branche, hatte lange Zeit keinen Kontakt zum Vater und zu der neuen Familie. Das änderte sich 1972, es kam zu einem Treffen von Vater und Sohn. Beide sahen sich nicht nur ungeheuer ähnlich, sondern es einte sie auch die Liebe zur Musik und ihr schwarzer Humor.

Bei einem Wien-Besuch schrieb Billy 1977 den Song „Vienna Waits for You“ für seinen Vater und als Hommage an dessen neue Heimatstadt, in der die Zeit stillzustehen scheint. Die Textzeilen klingen wie der Ratschlag eines Älteren an einen Jungen, alles ein bisschen langsamer anzugehen. Der Wien-Tourismus wählte das Lied im Jahr 2002 für eine mehrmals prämierte Kampagne – eine gelungene Abwechslung zu Strauß & Co. „Vienna Waits for You“ zählt nicht zu Billy Joels größten Hits, aber zu seinen Lieblingssongs.

Was ist ein Lamourhatscher?

.....

Gemeinhin möchte man annehmen, dass jede Wienerin und jeder Wiener des Walzer Tanzens mächtig ist, dem ist jedoch bei weitem nicht so. Einen echten Lamourhatscher bringen hingegen die meisten zusammen. Im Wiener Ausdruck für einen Slow oder Stehblues – schön gedehnt „La – mua – had – scher“ ausgesprochen – ist bereits das Tempo dieses Tanzes angelegt. In dem Wort versteckt sich natürlich das französische *amour*, die Liebe, aber auch das wienerische „hatschen“ in der Bedeutung von hinken oder sich dahin schleppen. Das leitet sich wiederum vom beschwerlichen Hadsch, der den Moslems vorgeschriebenen Pilgerfahrt nach Mekka, ab. Der Lamourhatscher umschreibt also einen langsamen Tanz zu einem Liebeslied, während dem sich das Paar gemütlich dahin schleppt. Und wenn es sich dabei eng umschlingt, wird er zum Hosentürlreiber, aber da ist eine andere Geschichte.

Wo lag das Schwangerentor?

.....

Im von Joseph II. 1784 eröffneten Allgemeinen Krankenhaus in Wien-Alsergrund gab es einen versteckten Eingang zur Gebärdabteilung (heute 7. Hof). Durch das sogenannte Schwangerentor konnten Frauen, ohne ihre Identität zu preiszugeben, ins Krankenhaus kommen, um dort ihr Kind unerkannt und sicher zur Welt zu bringen. Damit wollte der Kaiser ein Zeichen setzen und vor allem ledige Mütter davon abhalten, ihr Neugeborenes wegzulegen oder zu töten. Gebärende aller Klassen kamen durch das Tor, oftmals auch Verheiratete, die das Ergebnis eines Seitensprungs diskret gebären wollten. Sie gaben das Baby gleich „in Kost“ oder in das an das Gebärdhaus angeschlos-

Was macht ein Mann mit Aktentasche auf dem Dach eines Hauses am Getreidemarkt?

.....

Kaum jemand bemerkt den Mann im schwarzen Anzug und Hut, der mit einer Aktentasche am Dachgesims des Hauses Getreidemarkt 17/Ecke Mariahilfer Straße steht und im Begriff zu sein scheint, sich mit einem Sprung in die Tiefe zu stürzen – zum Glück, muss man fast sagen, denn sonst würde man sich doch ziemlich über den vermeintlichen Selbstmörder schrecken. Es handelt sich bei der Figur um ein Kunstwerk mit dem Titel „Reason To Believe“. Geschaffen hat das plakative Statement Ronald Kodritsch für „Kunst im öffentlichen Raum“ (KÖR). Der 1970 in Leoben geborene Maler, Zeichner, Objektkünstler und Filmemacher fertigte die Skulptur 2009 als Reaktion auf die weltweite Finanzkrise an. Gleichzeitig wirkt der Bankertyp absolut zeitlos – seine Kleidung könnte auch aus den späten Zwanziger Jahren stammen – und soll uns wohl daran erinnern, dass Krisen immer wiederkehren und Menschen an den Abgrund führen können.

Warum tragen die Wiener Sängerknaben einen Matrosenanzug?

.....

Neben den Wiener Philharmonikern sind die Wiener Sängerknaben die wohl wichtigsten musikalischen Botschafter Österreichs. Die Buben in ihren feschen Matrosenanzügen treiben mit ihren engelsgleichen Stimmen gerührten Zuhörern auf der ganzen Welt Tränen in die Augen.

Man könnte meinen, dass die Uniform auf die Zeit der Monarchie zurückzuführen ist, als das Land noch über eine einflussreiche Marine verfügte. Doch weit gefehlt, der Matrosenanzug wurde als Bekleidungsstück erst in der Ersten Republik

eingeführt und zwar aus ganz praktischen Gründen: In der Nachkriegszeit hatte fast jeder Junge einen Matrosenanzug in seinem Kleiderschrank. Wenn man alte Fotos der Zwanziger- und Dreißigerjahre näher betrachtet, kann man sogar leichte Unterschiede bei den Uniformen feststellen, da sie nicht alle vom gleichen Schneider stammten. Heute ist das natürlich anders. Die Sängerknaben haben eine eigene Schneiderei, in der für die Buben exakt gleiche Anzüge in zwei Versionen hergestellt werden: die dunkelblaue für Tourneen, Konzerte und offizielle Auftritte, die weiße für Galakonzerte.

Und was trugen die Sängerknaben davor? Seit der Gründung im Jahr 1498 bis zum Ende der Habsburgermonarchie 1918 wurde der Chor mit kaiserlichen Uniformen ausgestattet, die sich im Laufe der Jahrhunderte je nach Mode änderten. Der „republikanische“ Matrosenanzug bleibt zeitlos und wurde sogar zum Markenzeichen.



Was ist unter dem Musikantengehege zu verstehen?

.....

Die Wiener Hofmusikkapelle ist eine der ältesten musikalischen Einrichtungen der Welt. Auch wenn es bereits Vorläufer gab, gilt der 7. Juli 1498 als ihre Geburtsstunde – an diesem Tag stellte Kaiser Maximilian I. einen Kapellmeister, drei Bassisten und sechs Knaben für die Kapelle in der Wiener Hofburg fix an. Seitdem besteht diese Institution und erfreut Gäste von nah und fern jeden Sonntag bei den musikalisch auch von den Wiener Sängerknaben untermalten Gottesdiensten.



Die Hofmusikkapelle erlebte ihre Glanzzeit unter den komponierenden Habsburger-Kaisern, von Ferdinand III. bis zu Karl VI.. Letzterer war besonders musikbegeistert und ließ keine Gelegenheit aus, seiner Kapelle, die inzwischen auf 120 Mitglieder angewachsen war, zu lauschen und manchmal auch selbst zu dirigieren. Als Zeichen seiner Wertschätzung erhielt das Orchester ein ganz besonderes Privileg: Die Musiker durften gegen Anmeldung und Gebühr im eingezäunten kaiserlichen Wildgarten am Fuße des Kahlenbergs jagen gehen – ein Vorrecht, das sonst dem hohen Adel vorbehalten war. Da sich in dem abgegrenzten Waldstück fortan viele Musiker tummelten, sprach die lokale Bevölkerung bald scherzhaft vom „Musikantengehege“. Der originelle Name geriet bald in Vergessenheit, das Gebiet heißt heute Krapfenwaldl.

Woher stammt der Name Krapfenwaldl?

.....

Meist erinnert man sich bei dem Namen an ein außergewöhnliches Sommerbad im 19. Bezirk. Idyllisch liegt es mitten im Wienerwald und bietet einen fantastischen Blick auf die Stadt. Das Bad der Gemeinde Wien stammt aus den Zwanzigerjahren, das namensgebende Krapfenwaldl ist aber schon viel älter. Ein biedermeierlicher Wanderführer aus dem Jahr 1835 bringt den Namen damit in Zusammenhang, dass „der Hügel wie ein Krapfen, mit der bildlichen Sprache des Volkes zu reden, zwischen den beiden Thälern liegt“. Aber diese Erklärung scheint zu einfach.

Um den Ursprung des Krapfenwaldls ranken sich spannendere Geschichten und Legenden. So soll an einem Faschingsdienstag ein armer Handwerksbursch durch den Wald gegangen sein und große Lust auf Krapfen bekommen haben. Plötzlich stand eine Schüssel mit dem süßen Gebäck vor ihm – und dazu ein kleines, schwarz gekleidetes Männchen, der

Teufel. Dieser verlangte die Seele des jungen Mannes, der aber lachte und wollte einen Beweis, dass er tatsächlich der Teufel sei. „Verwandle dich zuerst in eine große Eiche und dann in eine kleine Eichel! Dann will ich dir glauben!“ Der Teufel tat, wie ihm geheißen, verwandelte sich zuerst in einen mächtigen Baum und danach in eine kleine Eichel. Der Bursche aber packte letztere und marschierte damit in seine Werkstatt. Dort schlug er so lange auf die Baumfrucht ein, bis der Teufel um Gnade bat und versprach, ihn zu verschonen. Von dieser Sage soll sich der Begriff ableiten.

Es kursiert aber noch eine andere Mär zum Krapfenwaldl, die in Zusammenhang mit der Erfindung der süßen Verführung steht: Die Bäckerin Cäcilie Krapf soll aus Wut über ihren Lehrling ein Stück Teig nach ihm geworfen haben. Der Batzen landete im heißen Fett, das daraus den allseits beliebte Krapfen brutzelte. Cäcilie soll mit ihrer mit Marmelade gefüllten Spezialität so viel Geld verdient haben, dass sie sich das später nach ihr benannte Krapfenwaldl kaufen konnte.

Nun, auch das ist nur eine Legende, die Gegend ist jedoch tatsächlich nach einer Person namens Krapf benannt, die allerdings nichts mit Süßspeisen zu tun hatte: Franz Joseph Krapf, ein geheimer Kriegsrat, hatte sich hier im 18. Jahrhundert ein Waldhaus bauen lassen, das bald Krapfenhütte genannt wurde. Dieses wechselte öfters den Besitzer und wurde zu einem beliebten Ausflugsgasthaus ausgebaut, bei dem auch die Zahnradbahn, die einst von Nussdorf auf den Kahlenberg zuckelte, Station machte. 1909 erwarb die Gemeinde Wien das Krapfenwaldl samt Lokal und baute dieses zunächst zu einem großen Volksrestaurant aus. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde beides Teil des neuen Sommerbades. Und noch heute kann man das historische Flair fühlen, wenn man ins Krapfenwaldbad zum Schwimmen kommt. Wobei – das Baden spielt hier gar nicht die Hauptrolle, sondern eher das Sehen und Gesehen Werden.

Wie kam das Gänsehäufel zu seinem Namen?

.....

„I steh aufs Gänsehäufel, und auf Italien pfeif i!“, sang schon Rainhard Fendrich in seinem Hit „Strada del Sole“ in den Achtzigerjahren. Auch andere Wiener schwören auf das größte Sommerbad Europas, das an heißen Tagen bis zu 30.000 Besucher aufnehmen kann. Das Eiland inmitten der Alten Donau im 22. Bezirk ist, wie auf der Website zu steht, „die Insel im Herzen der Wienerinnen und Wiener“ und spiegelt wie kaum ein anderer Ort deren Seele wider.

Ursprünglich hatte die noch unregulierte Donau hier Erdreich angeschwemmt, auf dem bald Gänse gezüchtet wurden – es waren also nicht die Ausscheidungen namensgebend, wie manche meinen könnte! Schon um die Jahrhundertwende huldigte man hier der Badekultur. Der erste Pächter der Insel war Florian Berndl (1856–1934), der seiner Zeit weit voraus war. Der Waldviertler mit dem wilden Vollbart empfahl seinen Anhängern, von den Skeptikern spöttisch Berndlnarren genannt, Luft-, Sand- und Sonnenbäder auf dem Gänsehäufel. Hier lebte der meist nur mit einem Schurz bekleidete Berndl auch mit seiner Familie. Große Kritik löste der Umstand aus, dass Frauen und Männer gemeinsam badeten – und zwar nackt! Es verwundert nicht allzu sehr, dass der Naturapostel 1905 den Pachtvertrag verlor. Er gründete daraufhin am Ufer gegenüber die Kolonie Brasilien, die heute noch in der Kleingartensiedlung Neu-Brasilien mit dem gleichnamigen Gasthaus weiterlebt. Inspiration für den exotischen Namen waren die weißen Sandstrände, die es hier einst gab.

Das Gänsehäufel wurde 1907 als städtisches Bad eröffnet und kontinuierlich zum Freizeitparadies ausgebaut. Heute ist es ein Eldorado für Familien, Sportler, Sonnenhungrige und FKK-Liebhaber. Besonders letztere hätten Florian Berndl bestimmt gefallen.

Gibt es auch schwarze Lipizzaner?

.....

Seit 2010 gehört die „Klassische Reitkunst und die Hohe Schule der Spanischen Hofreitschule“ zum immateriellen Kulturerbe der UNESCO, eine besondere Auszeichnung für die mit über 450 Jahren älteste Reitschule der Welt, in der die hohe Schule des Reitens gelehrt wird. Unumstrittene Stars sind die berühmten weißen Hengste, deren Ruf weit über die Grenzen hinaus hallt und Gäste von nah und fern nach Wien



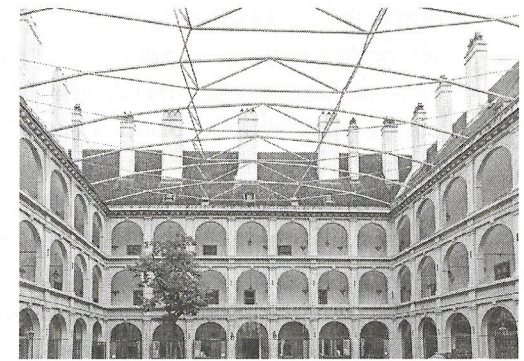
lockt. Aber von schwarzen Lipizzanern hat man noch wenig gehört. Für viele Laien auf dem Gebiet der Pferdewissenschaft ist es schon eine Überraschung, dass alle Lipizzaner dunkel auf die Welt kommen und erst später ihre Farbe ändern. In der Vergangenheit gab es sie in allen Farbschattierungen, wie man auch auf Gemälden des berühmten Pferdemalers Johann George von Hamilton sehen kann. Doch im Laufe der Zeit wurden nur noch weiße Lipizzaner gezüchtet. So werden in den meisten Fällen die

edlen Pferde im Laufe von circa sechs Jahren schneeweiß, aber aus genetischen Gründen bleiben manche auch dunkel. Einer von ihnen ist traditionell auch Hengst in der Truppe der Spanischen Hofreitschule – nicht als schwarzes Schaf, sondern, ganz im Gegenteil, als Glücksbringer. Denn die Legende besagt: Solange zumindest ein schwarzer oder brauner Lipizzaner dabei ist, wird die Spanische Hofreitschule weiter bestehen.

Warum finden sich auf dem Dach der Stallburg unzählige Rauchfänge?

.....

Die Stallburg ließ Kaiser Ferdinand I. im 16. Jahrhundert eigentlich als Residenz für seinen Sohn errichten. Nach dem Tod des Vaters blieb Kaiser Maximilian II. aber lieber in der alten Burg. Das für Wien einzigartige, dreistöckige Renaissance-Gebäude wurde zu Hofstallungen für seine spanischen Leibpferde umgebaut. In den oberen Stockwerken war bis ins 18. Jahrhundert die kostbare Gemäldesammlung der Habsburger untergebracht, die nach einer circa hundertjährigen Zwischenstation im Belvedere heute im Kunsthistorischen Museum zu bewundern ist. Im Erdgeschoß haben immer noch Pferde, und zwar die berühmten Lipizzaner, ihr Quartier. Bei einem Blick von der Stallburggasse in den Arkadenhof fallen die vielen Rauchfänge auf dem Dach auf. Diese waren damals ein wichtiges Statussymbol. Die hohe Anzahl der Schornsteine sollte dem Betrachter des Gebäudes zeigen, dass in der



Längsachse darunter jeder Raum beheizbar war – ein Zeichen von schier unfassbarem Luxus, der bei der kaiserlichen Familie keinesfalls überraschend sein mag. Doch etwa die Hälfte der Rauchfänge ist nur Attrappe und hatte gar keine Verbindung zu den einzelnen Zimmern. Auch bei den Habsburgern war nicht immer alles Gold, was glänzt – und manchmal regierte mehr Schein als Sein.

Was hat das Schweizertor in der Hofburg mit Gustav Klimts Gemälde „Goldene Adele“ gemein?

.....

Es klingt auf den ersten Blick gerade zu unglaublich, aber es gibt tatsächlich einen familiären Zusammenhang zwischen dem Schweizertor und Klimts berühmtem Porträt der „Adele Bloch-Bauer I“.

Wenn man den Schweizerhof, vom Inneren Burghof kommend, betritt, kann man auf der linken Seite folgende Inschrift entdecken: „Restaur. in memoriam Caroli Altmann 1949“. Sie stammt von Bernhard Altmann (1888–1980), einem international erfolgreichen Textilfabrikanten, der mehr als tausend Mitarbeiter beschäftigte. 1938 wurde er mit seiner Familie von den Nationalsozialisten aus Wien vertrieben. Bei seiner Rückkehr aus den USA schockierte ihn der erbärmliche Zustand des Schweizertors. Obwohl man ihm einst alles genommen hatte, stellte er aus seinen privaten Mitteln eine enorme Summe für die Renovierung des Tors zur Verfügung. Er tat dies in Erinnerung an seinen Vater Karl. Dieser hatte ihn als Kind hier immer auf die Schultern gehoben, damit der kleine Junge besser die Paraden beobachten konnte.

Bernhard, der als Emigrant in den USA wiederum ein Vermögen mit der Produktion von Kaschmirpullovern gemacht hatte, war der ältere Bruder von Fritz Altmann. Dessen Frau Maria war die Nichte und damit eine der Erbinnen von Ferdinand und Adele Bloch-Bauer (1881–1925). Letztere hatte sich zwar gewünscht, dass ihr 1907 von Gustav Klimt gemaltes Porträt einmal in der Österreichischen Galerie im Schloss Belvedere hängen solle. Allerdings hatten es die Nationalsozialisten ihrem Mann Ferdinand, einem Zuckerfabrikanten, 1938 gestohlen, sodass es unrechtmäßig in das Museum gekommen war. Nachdem es Jahrzehnte im Schloss Belvedere ausgestellt war, wurde das Jugendstil-Meisterwerk zusammen mit vier an-

deren Klimt-Bildern in einem Aufsehen erregenden Verfahren im Jahr 2006 an Maria Altmann restituiert. Die Republik Österreich machte vom Vorverkaufsrecht keinen Gebrauch, sodass die Gemälde auf dem freien Markt landeten. Der Kunstmäzen Ronald S. Lauder, Sohn der Kosmetikunternehmerin Estée Lauder, erwarb die „Goldene Adele“ um rekordverdächtige 135 Millionen Dollar – zu dem Zeitpunkt war dies der höchste je erzielte Kaufpreis für ein Bild weltweit. Es ist heute in seiner Neuen Galerie in New York zu sehen. Maria Altmanns beharrlicher Kampf um das berühmte Porträt ihrer Tante wurde 2015 in dem Hollywood-Streifen „Woman in Gold“ verewigt. Altmann, dargestellt von Helen Mirren, konnte den Film nicht mehr sehen. Die gebürtige Wienerin verstarb am 7. Februar 2011 in Los Angeles, wenige Tage vor ihrem 95. Geburtstag.

Übrigens: In der 1919 gegründeten, ehemaligen Textilfabrik von Bernhard Altmann in der Siebenbrunnengasse 19-21 in Wien-Margareten hat das Künstlerhaus vorübergehend seine neue Heimat gefunden, und zwar bis das Haupthaus am Karlsplatz fertig saniert ist – jene Künstlervereinigung, die Klimt einst verließ, um mit Gleichgesinnten die Secession zu gründen ...

Was bedeutet „Ver Sacrum“?

.....

In goldenen Lettern prangt der Schriftzug auf der linken Seite des Wiener Secessionsgebäudes und wird meist mit „heiliger Frühling“ übersetzt. Die Jahreszeit, in der alles wieder zu wachsen beginnt, sollte auch die neue Blüte der Kunst symbolisieren, für die die Jugendstilkünstler stehen wollten. Dies zeigt sich auch in den kleinen Bäumchen, die das 1898 von Joseph Maria Olbrich geschaffene Gebäude zieren. Sie sind noch schwach, müssen wachsen und stärker werden – gleich dem noch jungen Stil. Die Secession mit seiner markanten Kuppel aus unzähligen